

Schwesterblut.

Er treibt im lauwarmen Wasser. Welle um Welle umspült ihn, wischt mit weichen Wogen verschwommener Übelkeit über seinen Körper. Und zieht sich mit einem plötzlichen Knall zurück. Er öffnet die Augen. Starrt auf die Tür. Der eiserne Riegel ist zurückgeschoben. „Na, gut geschlafen? Nicht zu unbequem, das Bett?“ Nein, im Gegenteil. Das Bett ist wattewolkenweich. Mit einem richtigen Himmel obendrüber. Am Metallgestell ist jeweils oben und unten eine Kette befestigt. Die obere ist an einem Lederband eingehängt, das seine langen graumelierten Haare in einem festen Schopf umwickelt - und seinen Kopf unnatürliche 50 cm über dem Kissen gefangen hält. Die untere verbindet das Fußende des Bettes mit den Handschellen, die sich grade so locker um seine Gelenke schließen, dass es kein Entrinnen gibt. „Ich hab dir was zu essen und zu trinken mitgebracht“, sagt sie. „Ich stell es hier auf's Tischchen. Im hintersten Augenwinkel kann er erkennen, was sie auf dem Tablett hereingetragen hat. Ein halbes Huhn in Ingwergelee, eine Flasche 88er Brunello und eine Karaffe Wasser mit Limettenscheiben.

Sie hat an alles gedacht. Sie muss ihn in- und auswendig kennen. Wenn er nur wüsste, woher! „So, jetzt lass ich dich erst mal in Ruhe genießen“, sagt sie freundlich und ohne jede Ironie, geht und lässt von außen den Eisenriegel wieder in das Schloss einrasten. Er ist allein mit sich, der Zeit und einem Raum, der sich in den letzten 24 Stunden wie eine Mauer vor sein Gestern und sein Morgen geschoben hat. Wenn er ein Morgen überhaupt erleben wird. Er hat ja keine Ahnung, was diese Verrückte mit ihm vorhat. Oder was sie von ihm will. Inzwischen verbreiten die Limonen im Wasser einen zarten Duft. Der Brunello entfaltet deutlich sein Bukett. Er schielt zum Tisch hinüber, verrenkt sich dabei fast den Blick. Das Hühnchen lockt ihm automatisch den letzten Speichel in den Mund. Er benetzt damit seine trockenen Lippen. Aber selbst wenn die Handschellen ihn nicht daran hindern würden, zuzugreifen – er hätte keinen Hunger! Schweige denn Appetit! Auch das Wasser und den Wein würde er nicht anrühren. Sie könnten ja vergiftet sein.

So schnell kann ein Traum zum Alptraum werden, denkt er. Er sieht sich um und versucht, den Blick von gestern wieder in sich aufzurufen, als er den Raum

zum ersten Mal betrat. Die gelben Wände hatten unbestreitbar einen goldenen Schimmer - den er jetzt deutlich als Flecke eines ausgedehnten Wasserschadens erkennt. Es riecht muffig, in den Ecken kauert grüner Schimmel. Gestern Nacht hatten Räucherstäbchen alles in verruchten Duft gehüllt. Der Baldachin des Himmelbetts ist ausgebleicht und verschlissen. Die goldenen Troddeln baumeln wie zum Hohn herunter. Ein Abbruchhaus. Kein Zweifel. Der Schirm der Nachttischlampe hat handtellergroße braune Male, und es riecht ganz leicht nach angesengtem Stoff. Vielleicht soll ich hier verbrennen?

„Magst du noch auf ein Glas zu mir nach Hause kommen?“ hatte sie gefragt. Und dabei eindeutig gelächelt. Zumindest war ihm das so erschienen, nach zwei, drei Whiskey Sour - oder waren es vier gewesen? Da hatten sie sich schon eine Stunde lang über Gott und die Welt unterhalten. So sehr er auch versucht, sich zu erinnern - er weiß nicht mehr, wie es eigentlich dazu gekommen war. Er hatte an der Bar gesessen, allein, wie jeden Abend um die gleiche Zeit. Nach zwölf Stunden Sitzungsmarathon genoss er diese halbe Stunde mit sich und einem Drink. Er ließ das Eis in der goldgelben Flüssigkeit rotieren, während sich der

Stress des Tages langsam in ihm auflöste, wie die durchscheinenden Würfel im Glas.

Es ist gar nicht seine Art, immer hoch zu schauen, wenn die Tür aufgeht. Aber dieses eine verhängnisvolle Mal hatte er es getan. Als sie da stand, herein geweht von einem plötzlichen Gewitterwind, war ein unglaubliches Strahlen von ihr ausgegangen, das die ganze Bar erfüllte. Alle hatten es gespürt, die so wie er allein vor ihrem Absacker saßen. Er hatte es gesehen. Genauso deutlich wie den Neid in ihren Augen, als sie nach einem fast unmerklichen Innehalten direkt auf ihn zugesteuert war. Ganz selbstverständlich, so, als wären sie verabredet. Woher kannte sie ihn und seine Gewohnheiten? Hätte er sich diese Frage doch 24 Stunden früher gestellt hätte, statt wie ein Pfau sein Rad zu schlagen vor der jungen Frau. Kokett an seinen Diamantmanschettenknöpfen zu drehen, auf das Rolex-Zifferblatt zu schauen, ohne auf die Zeit zu achten. Hatte er sie angesprochen oder umgekehrt? Tamara, hatte sie sich vorgestellt. Und er hatte noch gedacht, wie passend dieser Name sei für ihre Rabenaugen und das feine, nächtlich blasse leuchtende Gesicht. Schmale feuchtglänzende Lippen hatten sich kaum merklich über makellosen Zähnen

geöffnet, als er ihr seinen Namen nannte. „Du
erinnerst mich an meine Schwester“ hatte er gesagt.
„Ach ja?“ „Ja, so ähnlich hat sie ausgesehen. Damals.
Aber das ist lange her!“ „Und heute?“ „Keine
Ahnung, ich hab sie ewig nicht gesehen.“

Walzer Julia

Komisch, dass er so lange nicht an sie gedacht hat.
Vielleicht war es auch die Namensähnlichkeit
gewesen, mehr noch als das Äußere, dass ihn an sie
erinnert hatte. Tamar. Seine kleine, schöne Schwester!
Erstaunt stellt er fest, wie nah unter der
Bewusstseinsoberfläche sie geschlummert hatte, in all
den Jahren. Wie es ihr wohl heute geht? Was sie wohl
macht? Und wo sie lebt? Oder ob?

Draußen muss es dunkel sein, inzwischen. Das sieht er
an den Lichtern, die über die zugezogenen Vorhänge
gleiten. Autos. Neonreklame? Verdammt, er weiß
nicht einmal mehr, in welcher Straße dieses Zimmer
sich befindet, dieses Haus. Warum war er mit ihr
mitgegangen? Keine Frage. Ihr Interesse hatte ihm
geschmeichelt. Wer hört ihm denn schon zu? Die
Mitarbeiter befolgen seine Anordnungen, die
Geschäftspartner lauern auf den kleinsten Fehler in

seiner Verhandlungstaktik. Seine Frau will nicht
einmal mehr wissen, wann er nach Hause kommt,
wenn überhaupt. Die Kinder haben lange aufgehört,
ihn an Versprechungen gemeinsamer Aktivitäten zu
erinnern, und das Geld, das sie zum üppig Leben
brauchen, überweist er jeden Monat auf ihr Konto.

Wie hat es so weit kommen können? Wann hat sich
sein Leben so verändert? Oder ist es jemals anders
gewesen? Inwiefern sind seine Kinder anders als er,
Amnon und Tamar es damals waren? Verhält er sich
nicht ganz genau so wie sein Vater?

Die Lichter wandern an den Vorhängen entlang und
verschwinden in der Dunkelheit jenseits des Fensters.
Wie spät mag es jetzt sein? Wenn er ein normales
Familienleben hätte, würden sich seine Frau und seine
Kinder wundern, wenn er nicht zum Abendessen
käme. Aber so.... Und ausgerechnet an diesem
Samstag hat er keinen Termin. Wie sonst fast an
jedem Wochenende. Wo ist eigentlich sein Handy?
Sein Blick durchsucht das Halbdunkel jenseits des
Bettes. Kann die Schatten eines schäbigen Tisches
erkennen und die beiden Champagnergläser darauf.
Sonst nichts. Auf der Lehne des einzigen Stuhls,

braunes Holz mit unendlichen Schrammen, hängt ordentlich gefaltet seine Hose. Darüber sein Hemd. Darunter die Schuhe. Die Socken hat er noch an den Füßen. Hat er sich selbst ausgezogen? Oder Tamara? Da musste er schon eingeschlafen sein. Was hatte er sich eigentlich gedacht, als sie ihm einen Drink bei sich zu Hause angeboten hatte? Zu wenig, das ist ihm jetzt klar. Die Aussicht auf ein schnelles Abenteuer hatte ihm offenbar völlig den Verstand geraubt, mit dem er sich doch sonst gegenüber aller Welt brüstet. Die Aussicht auf ein einladendes Dekolleté hatte genügt, um ihn wie einen x-beliebigen Vollidioten in die Falle tappen zu lassen. Fast so, wie er es damals mit seinem Bruder gemacht hatte. Sein Bruder Amnon. Er bemüht sich, an etwas anderes zu denken. Aber wie auf einer Leinwand spult sich plötzlich im Halbdunkel hinter dem Tisch mit dem schalen Champagner der Film seiner Kindheit ab.

Ein strahlender Sommertag. Drei Kinder auf einem Steg. Sanft plätschern die Wellen des Sees ans Ufer. Die drei liegen bäuchlings auf den warmen Planken und zählen die winzigen Fische, die sie durch die Ritzen unter sich hindurch schwimmen sehen. Eins, zwei, vier, sieben. Tamar geht noch nicht zur Schule.

Was sie an Zahlen aufgeschnappt hat, kennt sie von ihm. Abi, so nennt sie ihn. Sie bewundert und liebt ihn mehr als den Vater, mehr als Amnon, den ältesten Bruder. Vor ihm hat sie Respekt und fast ein wenig Angst. Immer will er belehren. Auch jetzt wieder. EinszweidreivierFÜNFSECHSsieben, heißt es, korrigiert er. Hilfesuchend schaut Tamar zu Abi. „Sie hat nicht AUFgezählt, Amnon, sie hat sieben Fische gezählt. Wie ich auch. Sieben. Es waren sieben!“ „Natürlich, immer musst du die Kleine verteidigen. Pass auf, dass du nicht auch noch zum Mädchen wirst, so, wie ihr aneinander klebt!“

Ärger hatte aus Ammons Stimme herausgeklungen, Unmut auch, aber noch mehr. Eifersucht. Das ist Abi heute ganz klar. Damals, mit zehn Jahren, hatte er das noch nicht verstanden. Aber später, mit achtzehn, da hätte er es durchaus bemerken können. Wenn er gewollt hätte.

Nein. Er will nicht daran denken. Er will den Film abschalten. dreht den Blick zur Decke. Aus der Ecke blitzen ihn Tamars Augen an. Spitzbübisch, lustig, vertrauensvoll. Und so lebendig. Er versucht zu schlafen. Eine Unmöglichkeit in dieser Lage. Sobald

sein Körper auch nur ein paar Millimeter nach unten rutscht, hat er das Gefühl, ihm würde jede Haarwurzel einzeln aus der Kopfhaut gerissen. Der Rücken ist steif, die Beine kribbeln. Unablässig reibt er die Finger aneinander, um zu verhindern, dass sie taub werden. Wie lange noch? Und was kommt dann?

„Hey, Abi, du bist wirklich unglaublich! Dass du in dieser Stellung schlafen kannst!“ Er reißt die Augen auf. „Tamar!“ Nein. „Tamara. Was... was... willst du von mir? Geld? Wieviel brauchst du? Mach mich los, ich geh mit dir zur Bank, ich hole dir, soviel du willst.“ Was soll sie auch sonst von ihm wollen? Wie dumm von ihm, dass er ihr dieses Angebot nicht gleich gemacht hat. Aber er war einfach zu überrumpelt gewesen. Beziehungsweise zu k.o. Im wahrsten Sinne des Wortes, wahrscheinlich. Denn je länger er sich daran zu erinnern versucht, was in diesem Zimmer passiert ist, desto sicherer ist er sich, dass sie ihm KO-Tropfen in den Champagner gekippt haben muss. „Geld? Nein, Abi. Ich will kein Geld von dir. Das brauche ich nicht. Und du bald auch nicht mehr.“ Wie sie ihn anschaut. Als wäre sie durch seine Augen in ihn hineingeklettert und bis ganz unten auf den Boden seiner Seele gestiegen. In diese eine, hinterste

Kammer, in der er die dunkelsten seiner Erinnerungen verschlossen hat. Aber woher hat sie den Schlüssel? Abi nennt sie ihn. Woher kennt sie diesen Namen?

„Du fragst dich wohl, woher ich deinen Kosenamen kenne?“ Tamaras Stimme ist weder arrogant noch hochmütig. Auch nicht aggressiv. Die Bewegungen, mit denen sie seine Fesseln prüft, sind ruhig und sicher und in keiner Weise brutal. Sie stehen in paradoxem Widerspruch dazu, dass und wie sie ihn hier gefangen hält. Jetzt schenkt sie etwas Limonenwasser aus der Karaffe in eine Schnabeltasse, wie kleine Kinder sie haben. „Trink. Du musst Durst haben.“ „Nein“, protestiert er. Sie achtet nicht auf seine Worte und hebt die Tasse in Höhe seines Kopfes. Er versucht nur den Bruchteil einer Sekunde lang, sich wegzudrehen. Tausend Nadeln bohren sich unerwartet heftig in seine Kopfhaut. „Das solltest du lieber sein lassen. Du willst dir doch nicht unnötig wehtun? Jetzt trink.“ Ihre linke Hand stützt seinen Hinterkopf, während die rechte ihm die Tasse an die Lippen führt.

Dann zieht sie sich bis zum Holzstuhl zurück und schaut ihn schweigend an. Schweißperlen stehen auf

seiner Stirn. Er spürt die Angst nach seinem Nacken greifen und aus seinen Augen schreien und versucht, sie zu verstecken. Jetzt nur keine Schwäche zeigen. Wie lächerlich, in seiner Lage, denkt er. Aber so leicht lassen sich alte Gewohnheiten nicht abstreifen, offenbar.

Tamara sieht nicht so als, als würde sie sich an seiner Angst weiden. Sie wirkt merkwürdig gleichgültig für jemanden, der einen Menschen seiner Freiheit beraubt hat und ihn an ein Himmelbett gefesselt gefangen hält. „Warum?“ fragt er wieder.

„Ja, du hast Recht. Du hast ein Recht darauf, zu fragen. Und ein Recht darauf, eine Antwort zu hören. Ich werde mich beeilen, denn wir haben nicht mehr viel Zeit.“

„Nicht mehr viel Zeit bis was passiert?“ Er reißt die Augen auf, erstaunt darüber, dass ihm in dieser Situation die Angst noch so heiß ins Blut schießen kann. Tamara lächelt durch ihn hindurch, hebt den Arm, er zuckt unwillkürlich zusammen und schon spürt er wieder diesen stechenden Schmerz in der Kopfhaut. „Binde mir doch einfach die Beine ans Bett, dann bin ich genauso bewegungslos. Aber mach

meine Haare los. Das ist unerträglich“. „Qualvoll, nicht wahr...“ murmelt sie und schaltet die Nachttischlampe aus. Über seinem Kopf beginnt es leise zu surren. Und plötzlich erscheint auf der gegenüberliegenden Wand überlebensgroß das Bild eines Mannes verkrümmt auf rotgesäumtem Asphalt. Er liegt auf dem Bauch wie ein schlafendes Kind. Aber das rotweiße Absperrband erzählt eine andere Geschichte. „Wer....“, flüstert er heiser, aber er kennt die Antwort und dieses Bild. Es hat sich eingebrannt in seine Erinnerung wie die letzte Einstellung eines Thrillers. Er kennt auch die letzten Sekunden davor. „Wie...“

„Ah, du denkst mit. Ich bin Reporterin, schon vergessen? Das war einer meiner ersten Einsätze beim Abendblatt. Ich fand das Ganze ziemlich eklig, ansonsten aber uninteressant. Ein reicher Schmarotzer, der sich im Suff von der Dachterasse stürzt, nachdem er ein paar Millionen in den Sand gesetzt hat. Na und? Aber mein Chef witterte eine Story dahinter. Selbstmord brachten alle. Er wollte seinen Lesern einen Mord präsentieren. Und ich sollte das Motiv suchen. Das habe ich gefunden“. Sie spricht unverändert in einer einzigen Tonlage, Moll aber

weich. Die Schwingungen ihrer Stimme stehen in einem so aufreizenden Gegensatz zu dem, was sie sagt, und das erregt ihn. Erregt ihn! Er kann es nicht fassen. Du geiler Bock, denkt er. Du bist wirklich nicht mehr zu retten. Nach allem, was sie dir angetan hat. Hat sie es bemerkt? Sie verzieht spöttisch die Mundwinkel. Deutet mit dem Kinn auf die Wand. Ein neues Bild. Männer in eleganten Anzügen vor einem imposanten Gebäude, Shakehands mit asiatischen Geschäftspartnern. Die gleichen Männer in Jeans und Segelschuhen auf einem Boot. Hemdsärmelig und mit verwaschenen Blicken in der Bar. In DER Bar. Und wieder vor dem Gebäude, diesmal umringt von Mikrofonen, Gewitterstimmung am Himmel und in ihren Gesichtern. „Du hast ihn umgebracht. Deinen eigenen Bruder. Hast ihn betrunken gemacht und dann über die Brüstung gekippt wie einen Sack Müll.“ Wie sie das feststellt, klingt es weder dramatisch noch schlimm. „Ja. Nein. Ich.... Ach, wenn du wüsstest. Es war ja nicht wegen mir. Das Geld war mir egal.“ „Ach Abi, ich weiß. Ich weiß alles. Es war wegen Tamar, sagst du?“ „Tamar! Woher?“ An der Wand gegenüber rennen jetzt Kinder entlang. Es ist Sommer. Hohe Bäume malen sonnige Flecken auf englischen Rasen. Tamar. Tränen steigen ihm in die Augen. Tamar. Wie

oft haben wir verstecken gespielt, unten im Park. Du gabst mir ein Zeichen, wenn ich in deine Nähe kam. Dann bin ich zu dir ins Versteck gekrochen, und wir waren ganz still. Amnon hat uns nicht gefunden. Aber aufgegeben hat er nie. Einmal saß er die ganze Nacht vor dem Baum, an dem wir uns hätten frei schlagen müssen. Und wir trauten uns nicht aus unserem Versteck, bis Vater am morgen die Köchin losschickte. Eine Riesen Tracht Prügel gab es dann für Amnon. Ich musste ins Bett. Und du in die Wanne mit einer Tasse heiße Schokolade. So war unser Vater. Amnon hat uns das nie verziehen. Mir.

Jetzt liegen die Kinder wieder auf dem Steg. Zählen die Fische im Wasser. Träumt er? Er schließt die Augen. Öffnet sie. Tamar lacht ihn an, von der Wand gegenüber. Macht ihn an. Sie ist sechzehn. Gertenschlank, aufreizend in ihrem durchsichtigen Minikleid und den Kohleaugen, den Koksaugen. Vater war immer unterwegs. Vielleicht war es ihm egal, wo sich seine Tochter rumtrieb. Wahrscheinlicher allerdings war, dass er keine Zeit hatte, es zu erfahren. Wie er heute. Denkt Abi. Dann steht Tamar neben Amnon. Immer in derselben Bar. Amnon hatte sie gekauft, für Dan, seinen besten Freund. Der drückte

dafür beide Augen zu, wenn Tamar nach Mitternacht noch da war und tanzte und rauchte und ihre Linien zog. „Solange dein großer Bruder da ist und dich beschützt“, sagte er immer. Amnon als Tamars Beschützer! Sogar auf dem Foto sieht man den Hunger im Blick. Spürt man, wie fest seine Hand auf Tamars schmaler Taille liegt.

„Wer bist du? Warum bin ich hier?“ Er will nicht mehr länger die Wand anschauen. Will auftauchen aus dieser Vergangenheit, die er zwanzig Jahre und mehr erfolgreich mit Tagen bedeckt hat, so lange, bis sie ihn nachts nicht mehr hochschrecken ließ.

„Abi. Abi.“ Liegt so etwas wie Zärtlichkeit in ihrer Stimme? Sie hat sie in Samt gewickelt. Tamars Lieblingsstoff. Zerrissener, blutig schwarzer Samt. Abi, hilf mir. Abi, bitte rette mich. Samt über Wunden. Samtiger Blick, hilflos und schwarz.

„Wer bist du? Was willst du? Das ist alles so lange her. Warum kümmerst dich das?“

Sie setzt sich neben ihn, versinkt in der weichen Matratze. Er schreit, schaut nach oben in Richtung Kette, die sein Haar straffer spannt. Sie hält ein Papier

in der Hand. Blassviolett und zerlesen. Ein unglaublich leiser Duft schwebt plötzlich im Raum. Tamar, formt er ohne zu denken.

„Ich hatte eine glückliche Kindheit. Meine Eltern haben mir früh gesagt, dass ich adoptiert bin, und ich hatte keine Probleme damit. Ich habe nie nach meinen leiblichen Eltern gefragt. Aber als mein Vater im Sterben lag, gab er mir diesen Brief. Von meiner Mutter. Meiner leiblichen Mutter. Geschrieben kurz vor ihrem Selbstmord. Das war gar nicht lange nach meiner Recherche über Amnon und dich. Willst du ihn hören? Ich lese ihn dir vor!“

„Nein“ schreit er. „NEIN ich will nicht.“ Er bäumt sich auf, und der Schmerz fährt ihm vom Kopf hinunter in den Rücken, jagt ihm heiße Tränen in die Augen.

„Liebe Tamara. Verzeih mir, dass ich dich verlassen habe. Ich war zu jung, zu verschreckt, zu allein und zu hilflos, um mir ein Leben mit dir vorzustellen. Es tut mir leid, aber ich weiß, für dich war es das Beste. Und ich weiß, du verzeihst mir. So, wie ich meinen beiden Brüdern verzeihe. Amnon und Abi. Amnon, der mich vergewaltigt und dann aus dem Haus gejagt hat wie

eine x-beliebige Nutte. Abi, der zu schwach war, um sich durchzusetzen gegen Vater und Bruder. Abi, der es nicht geschafft hat, sein reiches Leben voll Geld und Macht einzutauschen gegen ein armseliges Schattendasein mit seiner Schwester. Der mich nur verstecken konnte, nicht beschützen. Ich bin ganz leise aus seinem Leben verschwunden. Ich glaube, er hat es nicht einmal gemerkt. Aber vergessen kann er mir nicht. Und er leidet. Das weiß ich. Bitte, nimm ihm die Schuld von den Schultern. Ich trage ihm nichts nach.“ Tamaras Stimme schweigt, und nur der Duft hallt wie ein Echo leise von den Wänden.

„Tamar. Sie trägt mir nichts nach!“ Abi weint und schämt sich nicht mehr. Er treibt im lauwarmen Wasser. Welle um Welle umspült ihn, wischt mit weichen Wogen verschwommener Übelkeit über seinen Körper. „Aber ich“, hört er eine Stimme neben sich. Ruhig und samten. Freundlich. Dann geht ein Ruck durch seinen Körper, ein einziger unglaublich schmerzhafter Stich, so stark, dass er ihm keinen Namen mehr geben kann, so schnell, dass er das Knacken seines eigenen Nackens nicht mehr hört.

Biblischer Hintergrund:

Die Geschichte von Tamar, Amnon und Abschalon, alles Kinder des Königs David, steht im zweiten Buch Samuel im Kapitel 13.

Abschalon verliebt sich in seine Schwester. Mit einer List lockt er sie in sein Haus und vergewaltigt sie. Aber anstatt sich danach zu ihr bekennen entehrt er sie noch mehr, indem er sie aus dem Haus werfen lässt. Sie flieht zu ihrem Bruder Abschalom, der sie zwar aufnimmt, aber nichts gegen Amnon unternimmt. Ebenso wenig wie König David selbst. Zwei Jahre später lässt Abschalom Amnon töten. Er selbst stirbt schließlich auch, weil er sich mit seinem langen Haar in einem Ast verfängt und dort hängt, bis er erstochen wird.